

**Zeitschrift:** Die Berner Woche  
**Band:** 28 (1938)  
**Heft:** 50

**Artikel:** Advent  
**Autor:** M.S.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-649428>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 14.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Der Nebel war sehr dicht, und man sah kaum die Grenze zwischen Fels und Firn. Die Randkluft schien übermäßig groß, darüber etliche Meter graues Geschöpf und dann wallender Dampf.

Beni zeigte dorthin. „Knapp über dem Schnee, in der Felswand. Keine hundert Schritte! Ich hab's auch gehört.“

„Vielleicht eine Gemse.“

Es war still — das Geschöpf dort oben mußte sichernd haltgemacht haben. Wir gingen einige Schritte weiter auf dem flachen Firn — da ging es oben unsichtbar mit uns. Rieseln von Steinen, die in den Schnee spritzten. Wir sahen sie, wie sie aus der Wand kamen, aber wir sahen den Fuß nicht, der sie gelöst hatte.

„Nina — Nina! Hieher! Hier sind wir.“

Das Echo klapperte mit den Worten hohl und leer wie Rasseln beinerner Würfel auf einem Trommelfell.

Jetzt war mir, als bewege es sich oben, grau in grau. Ein Schatten nur, ein Phantom.

Da sprang Beni, der dicht an mir stand, mit beiden Beinen in die Höhe und fiel zusammen wie ein leerer Sack. Ein Schuh heulte alle Teufel des Widerhalls wach. Steine prasselten aus der Wand, Kreischen genagelter Schuhe auf dem Stein verlor sich nach oben. Ein Mörder floh zur Höhe.

Es war wieder grußstill, erste lautlose Flocken schwieben nieder. In den Firn fraß sich heißes Lebensblut.

Auf meinen Schultern habe ich den Armen nach Rocca getragen.

\* \* \*

Der Winter ist im Bergland. Unwahrscheinlich sieht man an hellen Tagen in der fernen Talfurche das Grün des Unterlandes, wo schon Orangen gedeihen und an den sonnigen Hängen die stachelige Opuntie wächst.

Über die Rondina schwingt sich die neue Brücke aus Stahl und Beton, aber ihr hoher Schneebelag weist keine Trittspuren auf. Lawinen haben den Weg ins Tal vernagelt. Vor vier Tagen begann es, rauschend ergoß sich der weiße Strom aus den tiefhangenden Wolken, und dann begannen die lautlosen Berge zu sprechen. Der Donner der Lawinen füllte das Hochtal, und nachts klirrten die Scheiben der Fenster, zitterten die Häuser unter dem Luftdruck.

Der Polizeihauptmann mit seinem Wachtmeister konnte nicht mehr hinab, eingesperrt sind sie hier oben wie wir Rocca-ner und müssen den Frost abwarten. Nur sind wir es gewohnt, während sich die zwei wie Gefangene vorkommen.

Sie sitzen in Allmens Stube, fluchen und spielen den ganzen Tag mit viel Geschrei Mora. Gefangen sind sie statt einen zu fangen.

### Den Schücken vom Berg!

Dreimal waren sie schon hier, und einmal sind sie auch zum Felsenfest hinaufgestiegen. Das war das einzige Mal, daß ich von Nina etwas hörte. Mein Fragen möchte wohl so erregt gewesen sein, daß Hauptmann Trojani merkte, woher der Wind blies. Aber er ist höflich, ein eleganter Weltmann, und machte, als merke er nichts. „Ich habe die junge Dame flüchtig gesehen — ah, quella bellezza! So etwas wächst in der Wildnis! Aber sie blieb während unserer Unwesenheit in ihrer Stube, und als wir diese durchsuchten, sah sie schweigend am Fenster. Der Alte war immer dabei — dio mio, welch ein Mann! Man kann ihn fürchten und auch bewundern. Dabei schlau wie ein Fuchs. Ich bin doch überzeugt, daß er geschossen hat. Die Feindschaft zwischen ihm und Julian war bekannt.“

Ich faßte beruhigend ihre Hand. „Wir kennen uns eben noch so Gewisse, daß Gian Padrutt mich hatte aus dem Wege räumen wollen. Und Beni, dieser wunderolle, gute Mensch, sagte auch nichts. Mir zuliebe!

Die Angelegenheit versickert im Schnee, der die Berge deckt, im Schnee, der längst jede Fußspur getilgt hat, welche Zeuge der furchtbaren Stunde im Gefest der Bergine sein könnte. Die Behörden haben den „Fall“ energisch aufgerissen, weil sich hier eine Gelegenheit bot, den widerborstigen Roccanern etwas am Zeug zu flicken, aber genügt hat diese Energie nichts. Irgendwo am Berg ist das Gewehr versteckt, aus dem jene Kugel kam. Bei Padrutt wurde natürlich nichts gefunden. Langsam wächst mein guter Beni wieder dem Licht entgegen. Wenn die Sonne über den Gipfeln steht, sieht er in Decken gehüllt vor dem Hause und liest oder starrt vor sich hin. Um dieses kleine bescheidene Leben habe ich monatelang gerungen, und nun ist's soweit, daß es mir der Herrgott gnädig abgelassen hat.

Meine Aufzeichnungen habe ich darüber vernachlässigt, und erst jetzt finde ich durch die Muße, welche uns allen der Lawinenkerker aufzwingt, Zeit zum Schreiben.

Manchmal war mir, als sei das trostige Leben, das sich unter den Graten eingenistet hat, erstorben. War Padrutt geflohen, hat er nach der Kugel, die er in jähra Haßaufwallung nach mir — ja, gewiß nach mir! — sandte, sein Herrschertum aufgegeben und ist ins Exil der lauten Welt geflohen?

Nachts ist der Berg schwarz und still, die zitternde Lichterschlange nicht mehr zu sehen. Die Männer von Rocca taten letzte Arbeit auf Acker und Alp, sahen abends vor ihren Häusern und gingen nicht mehr geheime Wege. Der Schnee deckte handhoch den Boden, nach seinem ersten Fall streifte ich täglich die Umgebung ab, um Spuren zu finden, die nach oben leiteten.

Nichts! Und es mußten doch die Vertrauten des Padrutt zu ihm gehen, er brauchte ja Nahrung. Zumindes das, wenn schon nichts anderes.

Fortsetzung folgt.

## Advent

Seltsam, daß wir uns jedes Jahr neu dem tiefen Erlebnis hinzugeben vermögen, das uns durch Wochen und Tage so tröstlich und verheiñend den Weg bereitet zum lieblichsten aller unserer Feste.

So wie uns das erste scheue Erwachen der Erde, das erste Spikchen frischen Grases immer wieder glückverheiñend erfreut, gleichviel ob wir uns duzend und aber duzend Male dem Frühlingshoffen hingegessen, so vermögen die ersten Tage im Advent mit Kerzenglanz und Harzgeruch in uns jene frohen Saiten anzustimmen, die uns mit ihren stillfröhlichen Weisen durch die erwartungsfrohen Wochen vor Weihnachten durch die Tage begleiten.

Ich wußte nicht, was mich so mit ausgeglichener Ruhe und Harmonie erfüllte, als das tiefe Erleben dieser Tage im Advent.

Mag die Erde noch so trostlos im Banne des Winters daliegen, mögen auch Sorgen mir Herz und Sinn gefangen nehmen, ein tröstlicher Gedanke siegt in mir: Weihnachten wird dennoch und sogar in Bälde kommen, Weihnachten, das Fest der Liebe, steht bevor!

Das ist's, was den zum Empfange und zur Hingabe bereiteten Menschen in den Tagen des Advents erfüllt. Überall auf dem Erdenrund wird es Menschen haben, die demselben Erlebnis entgegengehen. Bielen Millionen leuchtet das Licht der Liebe im Advent auf dem Weg, der sie hin zur Krippe oder zum Lichtenbaum führt! Nicht nur ich allein freue mich auf Weihnachten. Unzählige sind von derselben Vorfreude, derselben hingebenden Liebe erfüllt. Wenn wir uns auch nicht mehr so märchenhaft, so kindlich unbeherrscht freuen können, so steht doch hinter unserer Freude der Reichtum der Erlebnisse all der

vergangenen Lebensjahre und das bewußte Erfassen des tief christlichen Sinnes dieser vorbereitenden Zeit.

Liegt nicht schon ein tiefes Glück darin, zu wissen, daß in den Beziehungen der Menschen zueinander in den Wochen vor Weihnachten eine allumfassende Herzlichkeit liegt? Ist es nicht tößlich zu wissen, daß selbst die ganz Nüchternen, ganz Sachlichen mitgerissen werden, wenn diese all umfassende Herzlichkeit, die Güte und die Liebe am Feste selbst zur Auslösung kommt? Ist es nicht tröstlich zu wissen, daß selbst die Hartherzigen, die Zurückhaltenden, ja sogar die Egozentrischen ihre Herzen und Hände öffnen müssen in diesem festlichen Zeiten, weil die Liebe im Advent und in den Tagen vor Weihnachten wie ein gewaltiges Erleben das Weltall durchpulst und bei jedem einzudringen versucht, so sehr er sich auch dagegen wehrt?

Ich weiß, es wird dennoch viele geben, die mit verächtlichen Blicken und hämischen Worten das Treiben, Vorbereiten und Freuen auf das weihnachtliche Fest als eine veraltete Gemütsache verwerfen. Sie zucken die Achseln und nennen das alles Gefühlsduselei. Sie wollen all diesen Ballast an Gefühlen und

Empfindungen abtun und in kalter Sachlichkeit diese Sitten und Gebräuche über Bord werfen. Es sind jene Menschen, die keine Tradition in sich haben, jene Menschen, die im Herzen eine ungestillte Sehnsucht tragen und keinen Weg zur Freude finden, weil sie für die Vorfreude nicht bereit sind.

Die Bereitschaft des Herzens und die Empfänglichkeit der Seele müssen wir uns auch im Tempo unserer heutigen Zeit bewahren, wenn wir Weihnachten im urchristlichen Sinne feiern wollen.

Die Tage im Advent festigen diese Bereitschaft, sie wecken in uns jenes beglückende Gefühl des Gebens und Empfangens, jene herzliche Wärme der Liebe, die uns alle miteinander verbündet zu einer Gemeinschaft.

Unendlich reich beschenkt uns darum der Advent mit seinen Heimlichkeiten, seinem geschäftigen, glückhaften Tun, seinen geheimnisvollen Erwartungen, seiner ungestillten Neugierde, seiner neuerwachten Gebefreude und dem Willen zum Frieden, auf daß uns allen ein wahrhaft glückliches Fest der alles umfassenden Liebe werde.

M. Sch.

## 's Mosimann Breneli

Von Erika Jemelin.

Dass Vater Mosimann freundlich in die Welt blickt, könnte niemand mit gutem Gewissen behaupten. Nein, gutmütig sind diese zusammengekniffenen Neuglein, der schmalrippige Mund mit den tiefen Kummerfalten nicht, und wenn es darauf ankommt, hat Mosimann einen harten und eigensinnigen Bauernschädel. Aber sein Rücken ist nicht vom Faulenzen krumm geworden, und die derben, sonnverbrannten Hände sind bedeckt mit Schwielen und Sprüngen. Arbeit, nimmermüdes Schaffen und tägliche Sorgen haben seinem verwitterten Gesichte den Stemvel aufgedrückt.

Trotz Unwetter, Seuchen und Mißernten hat er beharrlich ein Leben lang dem Stückchen fruchtbaren Boden, das er sein eigen nennt, das tägliche Brot abgetrotzt, hat das Gütlein, das ihm sein Vater schuldbeladen zurückließ, aus dem Schlimmsten herausgewirtschaftet. Heimatisch leuchtet das rote Ziegeldach aus saftig grünen Obstbäumen zum Bauer hin, der gleichmäßig mit unbarmherzigen Sensestrichen Gras mäht.

„Und nun kommt so ein Habenichts, ein junger Nichtswisser daher und will sich das Maitli mitsamt dem schmücken, sauer erarbeiteten Hof erobern!“ Mosimanns Miene wird immer düsterer, halblaut spricht er vor sich hin, wie es alte Leute, die oft alleine sind, zu tun pflegen. Dann wischt er sich mit grimmiger Bewegung den Schweiß von der Stirn und geht mit schweren Schritten über die Wiese dem Hause zu. —

Das Tischgebet ist gesprochen und schweigend löffeln die drei ihre Suppe. Ein schmaler vormittiger Sonnenstrahl huscht durchs Fenster, schleicht über den dunkeln, mächtigen Eichenschrank, der noch vom Großvater stammt, und bleibt dann auf dem gebleichten Scheitel der Mutter haften. Breneli, die ihr gegenüber sitzt, und deren fröhliches Geplauder schon oft über Verdruss und schlechte Laune hinweggeholfen hat, schielte hie und da zum Vater hin. Streng stehen die Falten um seinen harten Mund, und jedermann kann wissen, daß das kein gutes Zeichen ist. Mit einem verlorenen Lächeln schaut das Mädchen auf seinen Teller nieder und sein junges Herz singt eine scheue, innige Melodie. Heute kann ihr niemand die Augen trüb machen, nicht einmal die finstere Miene des Vaters. Etwas Wunderschönes ist in ihrem einfachen Dasein aufgegangen. Heimlich und leuchtend, strahlend wie die Morgensonne, wenn sie hinterm nahen Wald hervorblinzelt und die Vögel ihr frühes Lied beginnen.

Da steht Vater Mosimann auf. Mit viel Gepolter und Aufmerksamkeit heischend schiebt er seinen Stuhl zur Seite. Dröh-

nend und wuchtig fällt seine Faust auf das rohe Holz des Tisches.

„Dass du's nur weißt, Maitli! Ich dulde nicht, daß man dich noch ein einziges Mal mit diesem Burschen, dem Guggacher Kari sieht! Das würde dem so passen, mit dir zu schwärzeln, um auf dem Hof Meister zu werden. Der Alte, der Mosimann, hat ausgedient, den stellt man einfach auf die Seite. Über noch bin ich hier der Herr im Haus und dieser Kerl soll nur kommen, ich will ihm dann gehörig heimleuchten. Die Spatzen pfeifen es von den Dächern, daß die Guggachers bis zum Halse in den Schulden stecken. Ich will schon dafür sorgen, daß das Liebäugeln ein Ende hat, so wahr ich Mosimann heiße!“

Wie ein eisiger Hagelschauer haben sich seine empörten Worte über die beiden Frauen ergossen, und er hätte wohl noch lange so weiter gewettet und seinem schon den ganzen Vormittag unterdrückten Born Luft gemacht. Aber dem Breneli laufen verdächtige Tropfen aus den eben noch so strahlenden Blauaugen und seine Lippen zittern vor verhaltenem Schluchzen. Das röhrt der Mutter das Herz. Sie mischt sich zwar nicht gerne in Vaters Angelegenheiten, denn sie hat auch schon den Kürzern gezogen. Aber leise und verstohlen, wie das ferne Lied einer unvergeßlich schönen Jugenderinnerung überflutet eine ungewohnt warme Regung ihr Mutterherz.

„So Vater, nun ist's aber genug! In dieser Geschichte habe ich auch noch ein Wörtlein mitzureden. Der Kari ist ein Braver und der alte Guggacher ist auch nicht alleine Schuld, daß ihm die Schulden über den Kopf wachsen. Sind ihm nicht letztes Jahr drei Kühe umgestanden? Aber ich weiß wohl, was dir im Sinn liegt. Es wäre halt gar zu schön, wenn s'Breneli Eggihaus-Bäuerin würde. Läß doch das Maitli in Ruhe mit deinen ehrgeizigen Plänen. Schon den Päuli, den armen Teufel hast du vom Hofe vertrieben mit deinen einfältigen Reden. Hast ihm an den Kopf geworfen, er sei hinter dem Breneli her, um später hier Meister zu werden. Als Verdingbub ist er zu uns gekommen, ist uns jahrelang ein treuer Knecht gewesen und hat geschafft vom Morgen bis zum späten Abend. Bis er gemerkt hat, welches Misstrauen du ihm entgegenbringst und er von selbst gegangen ist. Schön war das nicht, Vater, und den Päuli habe ich immer gern gehabt.“

Mosimann läuft vom Tisch zum Ofen und stapft von dort zur Tür. Er ist wütend und zugleich erstaunt, seine Frau so voller Eifer reden zu hören. Da kenne sich einer aus bei den Weibern! Ohne viel große Worte zu machen und ihre Pflichten ge-